

»Vielleicht hält Gott sich einige Dichter, damit das Reden von ihm jene heilige Unberechenbarkeit bewahre, die den Priestern und Theologen abhandengekommen ist.«

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) und die Religion(en)



Prof. Dr. Peter Ramers

Vinzenz Pallotti University, Vallendar/Koblenz

»Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, bin ich schon in Erfurt«

Goethes Gespräche, Bd. 5, Nachträge, hg. Wolfgang HERWIG, München 1998, 108.

»Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.«

Goethes Briefe, Bd. III. Briefe der Jahre 1805–1821, hg. Bodo MORAWE, Hamburg 1965, 220.

»Ganz resolut und wacker seht ihr aus, / Kommt nur nicht absolut nach Haus.«

Johann Wolfgang GOETHE, Sämtliche Werke, Münchner Ausgabe [MA], 18.1, 174.

»Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren! Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.«

Weimarer Ausgabe [WA] I.2, 279 (Epigrammatisch. „Spruch, Widerspruch“).

»Wo recht viel Widersprüche schwirren / Mag ich am liebsten wandern; / Niemand gönnt dem andern / Wie lustig! – das Recht zu irren.«

WA I.3, 240 (Zahme Xenien I).

»Der Protestantismus hält sich an die moralische Ausbildung des Individuums, also ist Tugend sein erstes und letztes, das auch in das irdische bürgerliche Leben eingreift. Gott tritt in den Hintergrund zurück, der Himmel ist leer und von Unsterblichkeit ist bloß problematisch die Rede.«

WA III.3, 271.

»[...] ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte [...] und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag«.

MA 17, 388 (Wilhelm Meisters Wanderjahre, Kap. 22, 2. Buch, 1. Kap.).

»[...] nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. [...] Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen«.

Goethes Gespräche, Bd. 1, 1749–1805, hg. Wolfgang HERWIG, München 1998, 62.

»[...] [es] ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reich dotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen.«

MA 19, 695 (11.03.1832).

»[...] Pfaffen und Schulleute quälen unendlich, die Reformation soll durch hunderterley Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabey. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so in's Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Wert Anstrich verlieren. Denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter und es ist auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles Übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt.«

WA IV.28, 227.

»Ich kann das Predigen nicht vertragen, ich glaube ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen«.

MA 17, 860 („Maximen und Reflexionen“).

»Es sind wunderliche Leute die Theologen; da prätendieren sie, was nicht möglich ist. Die christliche Religion in ein Glaubensbekenntnis bringen, o ihr guten Leute! [...] Da siehst denn schon gewaltig scheu um unsere Lehre aus, wenn wir alles was in der Bibel steht in Ein System zerren wollen [...].«

MA I.2, 430 (Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu***)

»In der Sixtinischen Kapelle war Amt wo die Kerzen geweiht werden. Ich war einen Augenblick drinn und bin wie ich schon schrieb für dieß Hockuspockus ganz verdorben«

WA IV.8, 158.

»[...] gleich sehr unbehaglich [fand] und [...] mit den Freunden bald wieder hinaus[zog]«.

MA 15, 204 (Italienische Reise, 16.02.1787).

»Wenn ich Gott aufrichtig suchte«, so lesen wir in den *Bekenntnissen einer schönen Seele* in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, »so liess er sich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich sah hinten nach wohl ein, wo ich unwürdig gewesen, und wusste auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntnis meiner Gebrechen war ohne alle Angst. Nicht einen Augenblick ist mir eine Furcht vor der Hölle angekommen, ja die Idee eines bösen Geistes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keinesweges in dem Kreise meiner Ideen Platz finden.«

MA 5, 390.

»Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge / Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut. / Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider; / Viere: Rauch des Tobacks, Wanzen und Knoblauch und †.«

MA 3.2, 139.

»Hieraus machen wir kein Geheimnis; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Antlitz verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang [...].« Ja, »[...] das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne, sollte kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht seyn«.

MA 17, 395.

»[...] das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne, sollte kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht seyn«.

Brief Goethes an Karl Friedrich Zelter vom 09.06.1831 (Max Hecker [Hg.], Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter 1799–1832, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1987, S. 478).

Gott – der Unbegreifliche und Allliebende

»Was wollt ihr mit eurem Hohn / Über das All und das Eine / Der Professor ist eine Person / Gott ist keine.«

MA 18.1, 59.

»Heil den unbekanntem / Höhern Wesen / Die wir ahnden!«

MA 2.1, 90.

»[...] Alles dieses Vorübergehende [der Lebenszeit] lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie meiner in beruhigter Treue.«

»[...] Nun aber, da ich von einer tödlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre« – Goethe hatte im Februar 1823 einen ersten Herzinfarkt erlitten –, »soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte. Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden.«

Goethes Briefe, Bd. IV. Briefe der Jahre 1821–1832, hg. Karl Robert MANDELKOW, 2. durchges. Aufl., München 1976, 63-64.

»Ungehemmt mit heißem Triebe / Läßt sich da kein Ende finden / Bis im Anschau
ewiger Liebe / Wir verschweben, wir verschwinden.«

MA II.I.2, 124.

Die Natur als Ort der „Manifestationen Gottes“

»Er [d.i. Spinoza] beweist nicht das Daseyn Gottes, das Daseyn ist Gott. Und wenn ihn andre deshalb Atheum schelten, so mögte ich ihn theissimum ia christianissimum nennen und preisen.«

Goethes Briefe, Bd. I. Briefe der Jahre 1764–1786, hg. Karl Robert MANDELKOW, 3. überarb. Aufl., München 1986, 475.

»[...] die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält, gefühlt werden kann.«

MA 2.2, 352 (Leiden des jungen Werthers, am 10. Mai).

»Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschränkten Grillen und Verordnungen, fragt die Natur und euer Herz, sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt [...].«

MA 5, 584.

»Die allgemeine, die natürliche Religion“, so fährt Goethe dann später in *Dichtung und Wahrheit* fort, »bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Überzeugung dringt sich einem jeden auf; ja wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sich's mit der besondern Religion, die uns verkündet, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf Glauben gegründet, der unerschütterlich sein muß, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödlich.«

MA 16, 150.

»Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten [Spinoza, P.R.] und überlasse euch alles was ihr Religion heisst und heissen müsst [...]. Wenn du sagst man könne an Gott nur glauben [...] so sage ich dir, ich halte viel aufs schauen [...].«

WA IV.7, 214.

Goethe und der Islam

»Gott gehöret der Aufgang und der Niedergang der Sonnen, und wohin ihr euch wendet, ist Gottes Angesicht da.«

MA I.2, 443 (Goethes Koran-Auszüge).

»Gottes ist der Orient, / Gottes ist der Occident; / Nord- und südliches Gelände / Ruht im Frieden seiner Hände.«

MA II.I.1, 78.

»Närrisch, daß jeder in seinem Falle / Seine besondere Meynung preist! Wenn *Islam* Gott ergeben heißt, / Im Islam leben und sterben wir alle.«

MA II.I.2, 61.

»Die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, alles stimmt mehr oder weniger mit unserm Glauben, mit unserer Vorstellungsweise überein. Unsere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.«

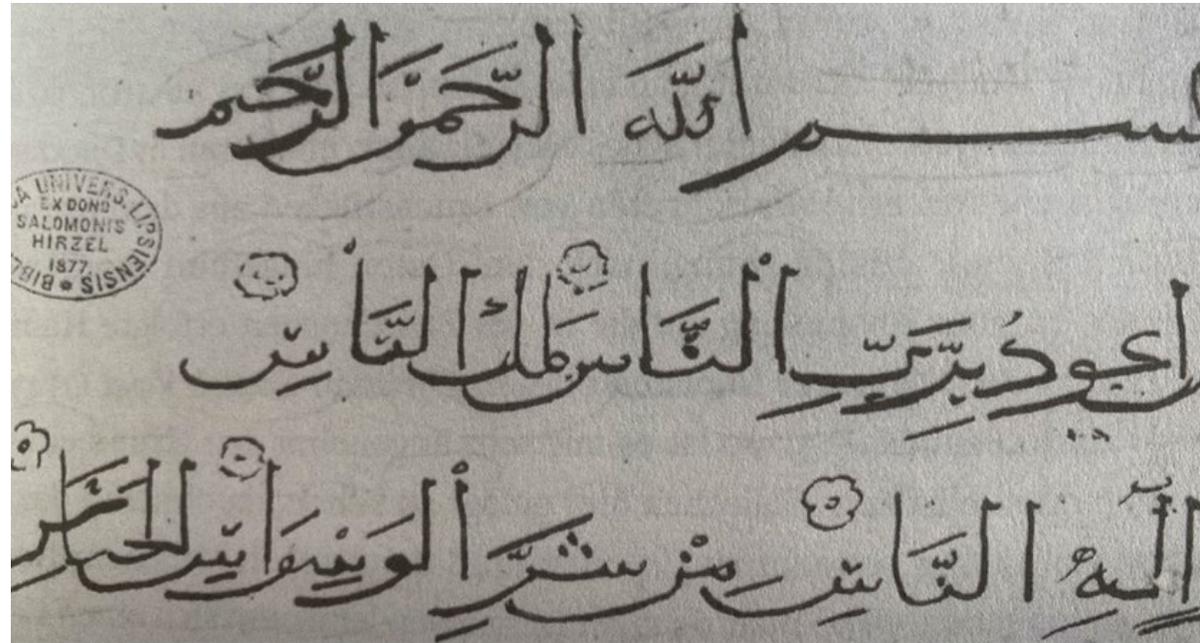
MA II.I.2, 174-175.

So findet er den »ganzen[n] Inhalt des Korans, um mit wenigem viel zu sagen, [...] zu Anfang der zweyten Sura [...]. ‚Es ist kein Zweifel in diesem Buch‘.«

MA II.I.2, 148.

Der »Styl des Koran« ist für Goethe »seinem Inhalt und Zweck gemäß: streng, groß, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil den andern und darf sich über die große Wirksamkeit des Buches niemand verwundern. Weßhalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde.«

MA II.I.2, 149.



Eigenhändige Abschrift Goethes der 114. Sure des Korans

Goethe und Hafis (auch *Mohammed Schemseddin*) (geb. um 1320, gest. um 1390)



»Alle Menschen groß und klein
Spinnen sich ein Gewebe fein,
Wo sie mit ihrer Scheren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte sitzen.
Wenn nun darein ein Besen fährt,
Sagen sie, es sey unerhört,
Man habe den größten Palast zerstört.«

»Welche Wonne ist es zu denken, dass der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, sich einst freuen werden, meine Brüder zu sein.«

MA I.2, 427.

»Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.«

MA 17, 872 (875).



Glaube und Wissen

»Ich habe immer gesucht, das möglichst Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu ergreifen, und habe es zu eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung anderer darin weit gebracht. Hiedurch bin ich für mich an die Gränze gelangt, dergestalt daß ich da anfangs zu glauben, wo andere verzweifeln, und zwar diejenigen, die vom Erkennen zu viel verlangen [...].«

WA IV.49, 253-254.

»Schauen, Wissen, Ahnen, Glauben und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, müssen denn doch eigentlich zusammenwirken, wenn wir unsern wichtigen, obgleich schweren Beruf erfüllen wollen. [...] Manches ist dem Menschen zugänglich, manches nicht; einiges erreichbar auf diese, anderes auf jene Weise.«

Goethes Briefe, Bd. IV. Briefe der Jahre 1821–1832, hg. Karl Robert MANDELKOW, 2. durchges. Aufl., München 1976, 231-232.

»Streng genommen kann ich zunächst auch von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. *Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben [an Gott] Schranken gesetzt wären. In Gegenteil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der [...] alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält.*«

Zitiert nach: Hans-Joachim SIMM (Hg.), Goethe und die Religion. Aus seinen Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen, Frankfurt a.M. / Leipzig 2000, 374.

»Gefühl ist alles; Name Schall und Rauch [...].«

MA 6.1, 636.

»Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen [...].«

MA 6.1, 550.

»[...] alles darauf an[kommt], *daß* man glaube; *was* man glaube, sei völlig gleichgültig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dies hänge von unsern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab, und sei ganz gleichgültig.«

MA 16, 653-654.

»Also, lieber Bruder«, schrieb er schon im *Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu****, »danke ich Gott für nichts mehr als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterbe ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgeteilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde.

MA I.2, 424.

»Soll man dich nicht auf's schmählichste berauben, / Verbirg dein Gold, dein Weggehn,
deinen Glauben.«

MA II.I.2, 59.

»Ich stelle mich nicht fromm, ich bin am rechten Ort [...].«

MA 14, 498.

»Sie wissen, was ich vom Christentum halte – oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; – wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet.«

Kanzler Friedrich von Müller, Unterhaltungen mit Goethe, hg. von Renate GRUMACH, 2., durchges. Aufl., Weimar 1959, S. 189.

Johann Wolfgang von Goethes ambivalentes Indienbild

„Der Indier setzt seine Glückseligkeit in leidenschaftlose Ruhe, in einen unzerstörbaren Genuß der Heiterkeit und Freude; er atmet Wohllust; er schwimmt in einem Meer süßer Träume und erquickender Gerüche; unsere Üppigkeit hingegen, um deren willen wir alle Weltteile beunruhigen und berauben, was will, was sucht sie? Neue und scharfe Gewürze für eine gestumpfte Zunge, fremde Früchte und Speisen, die wir in einem überfüllenden Gemisch oft nicht einmal kosten, berauschende Getränke, die uns Ruhe und Geist rauben; was nur erdacht werden kann, unsre Natur aufregend zu zerstören, ist das tägliche große Ziel unsres Lebens.“

Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Zweiter Teil, Achtes Buch, Altenmünster 2012, S. 157.

„Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich wie die des Altertums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Übersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besäßen, welche eine Nation, die immer stumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen versteht. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so reizend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen.“

Dorothea und Friedrich Schlegel, *Gesammelte Werke*. Erweiterte Ausgabe, Altenmünster 2012, S. 301-302.

„Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle Einfalt, und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke. So wie die Tiefe des Meers allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.“

Johann Joachim Winckelmann, Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst, Friedrichstadt 1755, S. 19.

„Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke.“

MA, 19, 300.

„Das Romantische ist kein Natürliches, Ursprüngliches, sondern ein Gemachtes, ein Gesuchtes, Gesteigertes, Übertriebenes, Bizarres, bis ins Fratzenhafte und Karikaturartige. Kommt vor wie ein Redoutenwesen, eine Maskerade, grelle Lichterbeleuchtung, ist humoristisch [...] oder wird es augenblicklich, sobald der Verstand sich daran macht, sonst ist es absurd und phantastisch. [...] Das Antike ist nüchtern, modest, gemäßigt, das Moderne ganz zügellos, betrunken. Das Antike erscheint nur ein idealisiertes Reales, ein mit Großheit (Stil) und Geschmack behandeltes Ideales; das Romantische ein Unwirkliches, Unmögliches, dem durch die Phantasie nur ein Schein des Wirklichen gegeben wird. Das Antike ist plastisch, wahr und reell; das Romantische täuschend wie die Bilder einer Zauberlaterne [...] Nämlich eine ganz gemeine Unterlage erhält durch die romantische Behandlung einen seltsamen wunderbaren Anstrich, wo der Anstrich eben alles ist und die Unterlage nichts.“

Friedrich Wilhelm Riemer, Mitteilungen über Goethe. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Arthur Pollmer, Leipzig 1921, S. 295.

Entsprechend ist auch Indien für Goethe „nur eine weitere Chiffre für alles das, was dem ruhigen Dasein ohne Orientierung, daher ohne Stil und ohne Kenntnis der Wirklichkeit ist, kein Gegenstand der Bildung.“

Gerhard Lauer, „Goethes indische Kuriositäten“. In: Edith Anna Kunz et al. (Hrsg.), Figurationen des Grotesken in Goethes Werken, Bielefeld 2012, S. 159-179, hier S. 162.

Goethe und die indische Götterwelt

„Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde;
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.

Barbaren hatten versucht,
Sich Götter zu machen;
Allein sie sahen verflucht,
Garstiger als Drachen.

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter steuern?
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern?“

Viel Königsköpf'
auf einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird sie nicht reiner Ost verschlingen [...].
Nicht jeder kann alles ertragen:
Der weicht diesem, der jenem aus.
Warum soll ich nicht sagen:
Die Indischen Götzen, die sind mir ein Graus?
Nichts schrecklicher kann den Menschen geschehn,
Als das Absurde verkörpert zu sehn.“

„Auch diese will ich nicht verschonen,
Die tollen Höhl-Exkavationen,
Das düstre Troglodyten-Gewühl,
Mit Schnauz und Rüssel ein albern Spiel;
Verrückte Zierat-Brauerei,
Es ist eine saubre Bauerei.
Nehme sie niemand zum Exempel,
Die Elefanten- und Fratzen-Tempel!
Mit heiligen Grillen treiben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.“

„Auf ewig hab ich sie vertrieben,
Vielköpfige Götter trifft mein Bann,
So Wischnu, Kama, Brahma, Schiven,
Sogar den Affen Hannemann.
Nun soll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpfige Götter heißen groß:
O, wär ich doch aus meinen Hallen
Auch Isis und Osiris los!“

„Die Indische Lehre taugte von Haus aus nichts, so wie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, sondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen. Auch selbst eine reinere Vielgötterey, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falschem Wege ihre Bekenner und sich selbst verlieren.“

MA II.I.3, S. 154.

„Wirst Du es ihm (i.e. Goethe) so ausgehen lassen, daß er draussen unverständlich und wie ein Rohrsperling auf alles Indische schimpft. Eigentlich bist Du doch jetzt als erster Deutscher Brachmine verpflichtet, Dich dieser Sache anzunehmen.“

Friedrich Schlegel, *Friedrich Schlegels Brief an seinen Bruder August Wilhelm*. Hrsg. Oskar Walzel, Berlin 1890, S. 631.

„Es ist närrisch, daß der alte Herr die indische Poesie loben will, sich aber dabei verstockt, die Mythologie durchaus verwerflich zu finden. Es ist gerade, als ob man die Früchte eines Baumes loben, den Stamm und die Wurzel aber schelten wollte.“

Sulpiz Boisserée, *Briefwechsel/Tagebücher*. Faksimiledruck nach der 1. Auflage von 1862, Bd. 1, Göttingen 1970, S. 404.

„Wir würden höchst undankbar sein, wenn wir nicht indischer Dichtung(en) gleichfalls gedenken wollten, und zwar solch(e), die deshalb bewundernswürdig sind, weil sie sich aus dem Konflikt mit der abstrusesten Philosophie in einer und mit der monstrosesten Religion auf der andern Seite im glücklichsten Naturell durchhelfen und von beiden nicht mehr annehmen, als ihnen zur inneren Tiefe und äußeren Würde frommen mag.“

Schriften zur Literatur, „Indische Dichtungen“, MA 11.2, S. 246.

Goethe ließ gegenüber den „Mängel[n] einer seltsamen Verfassung und unglücklichen Religion“ einzig die „Herrlichkeit der Poesie“ als eine Art Gegenentwurf gelten, „in der sich reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Kastenstreit, phantastische Religions-Ungeheuer und abstrusen Mysticismus zu trösten und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibe.“

MA II.1.2, S. 252.

„Der Ost hat sie schon längst verschlungen:
Kalidas' und andere sind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichterzierlichkeit
Von Pfaffen und Fratzen uns befreit.
In Indien möcht ich selber leben,
Hätt es nur keine Steinhauer gegeben.
Was will man denn vergnüglicher wissen!
Sakontala, Nala, die muß man küssen,
Und Megha-Duta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten.“

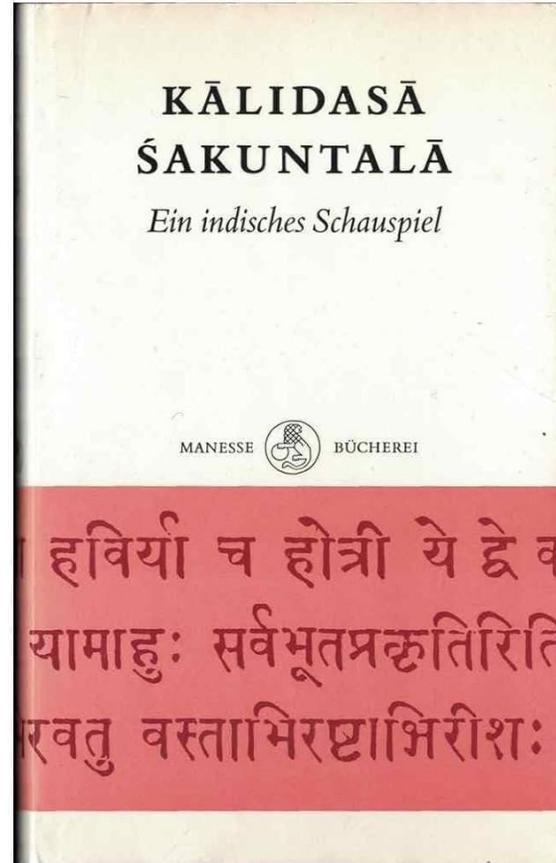
Besonders hatte es Goethe „Die Wiederentdeckung der Śakuntalā“ (*Abhijñānaśakuntala*), ein Drama in sieben Akten des indischen Dichters Kālidāsa (4./5. Jh. n. Chr.) angetan:

„Vor allen wird Sakontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns Jahrelang versenkten. Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt.“

MA II.2, S. 246.

„Willst du die Blüten des frühen, die Früchte des späteren Jahres
Willst du was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen –
Nenn ich Sakontala Dich, und so ist alles gesagt.“

WA I.4, S. 122.



- Kālidāsa; „Der Wolkenbote“ (*Meghadūta*)
- Jayadeva (12. Jh. n. Chr.): *Gītagovinda* – ein zentraler religiöser Text des Hinduismus, in dessen Mittelpunkt der Hirtengott Kṛṣṇa und seine Liebesabenteuer steht.
- Auch der *Veda* und die beiden großen indischen Epen, das *Mahābhārata* und das *Rāmāyaṇa* fanden sein Interesse
- Aus dem *Mahābhārata* schätze er besonders „Die Erzählung von Nala und Damayanti“ (*Nalopākhyāna*).

Goethe – ein Taliban?



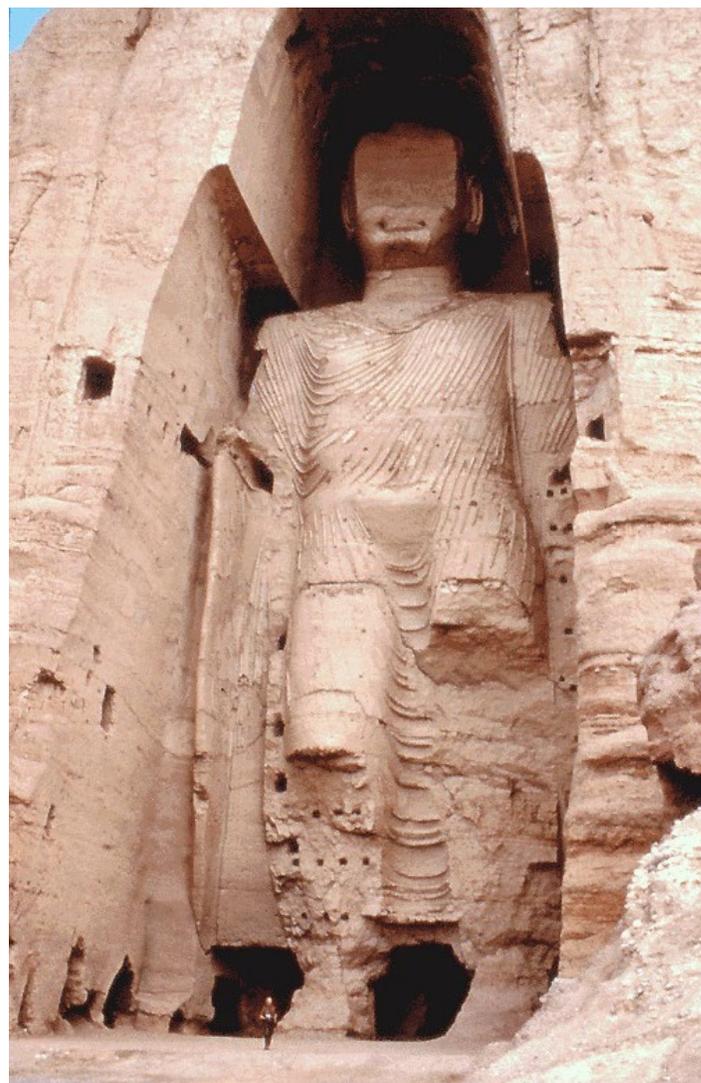
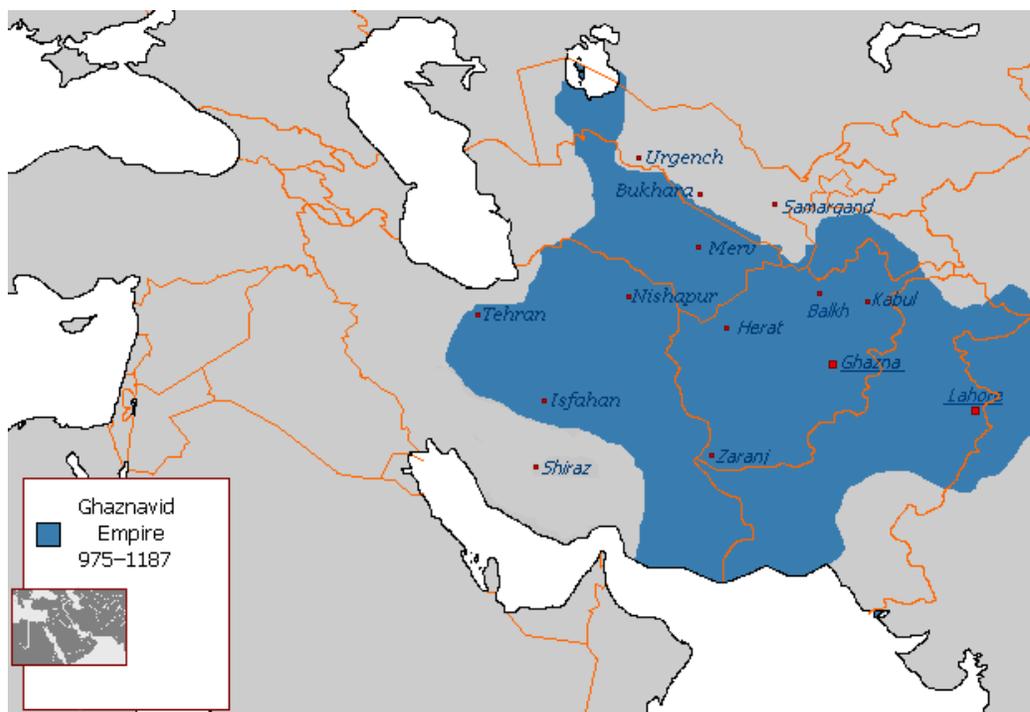


„[...] Die Feuer-Anbeter der alten Parsen; ein solcher stirbt und spricht seine Lehre als Vermächtnis aus. Verehrung der Sonne – Ordnung und Reinlichkeit, auf daß sie sich nicht betrübe den Schmutz die Wüstenei der Menschen und Erde zu sehen (Stiftung, eine Gasse zu reinigen, damit die Sonne mit Freude hineinscheine!) [...] Verehrung des Feuers als irdische Sonne, Funke, aus dem Stein geschlagen Bild der Sonne und wird Funke d. Samml. d. Gottheit [?]. – Alles sehr schön entwickelt und dargestellt. – Ich erzähle wie die Symbolik des Lichts mit so großem Geist in den christlichen Gottes-Dienst aufgenommen – am Char-Samstag Symbolik der ganzen Schöpfung, Wasser Licht usw.“

Goethes Gespräche, Bd. 2 (Biedermannsche Ausgabe), Nr. 4173, S. 1043.

„[...] Daß man daher dieser Religion (i.e. Parsismus) durch lange Zeiten durch sehr viel schuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Kultur lag, die sich im westlichen Teile der östlichen Welt verbreitet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ist es höchst schwierig, einen Begriff zu geben, wie und woher sich diese Kultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspunkte in vielen Regionen zerstreut; am bewundernswürdigsten aber ist mir, daß die fatale Nähe des indischen Götzendienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balch und Bamian so nah aneinander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden (i.e. parsische Priester) sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen sein, bezeugen die außerordentlichen Männer, die von dort ausgegangen sind. Die Familie der Barmekiden (i.e. eine persische Familie von Staatsfunktionäre zur Abbasidenzeit [750–803]) stammte daher, die so lange als einflussreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geschlecht dieser Art zu unsern Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.“

Mahmud von Ghazni (971–1030) - „Zerstörer der Götzenbilder“



„[...] Als eifrigster Mahometaner beweist er (i.e. Mahmud von Ghazni) sich unermüdlich und streng in Ausbreitung seines Glaubens und Zerstörung des Götzendienstes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterhebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eignen Innern zurückweist. [...] Eine solche einfache Gottesverehrung mußte mit dem Indischen Götzendienste im herbsten Widerspruch stehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei sich der Eifer des Zerstörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, schlug man in Stücke und sendete sie, gevierteilt, verschiedene Schwellen mahometanischer Heilorte zu pflastern. Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt, wie gräßlich mögen sie den bildlosen Mahometaner angeschaut haben! [...] Billigen wir nun den Eifer des Götzenstürmers Mahmud, so gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze und verehren besonders in ihm den Stifter persischer Dichtkunst und höherer Kultur. Er, selbst aus persischem Stamme, ließ sich nicht etwa in die Beschränktheit der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl, daß der schönste Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden sei; diese ruhet auf der Poesie, die uns älteste Geschichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach sodann ins Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranzführt.“

„Von Cousin kamen wir auf indische Philosophie. »Diese Philosophie«, sagte Goethe, »hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr sind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen sich in ihr die Epochen, die wir alle selber durchmachen. Wir sind Sensualisten, solange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehen, wie es will, und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch.“

MA 19, S. 288.

„Lassen wir also gesondert, was die Natur gesondert hat, verknüpfen aber dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinandersteht, ohne den Charakter des einzelnen zu schwächen, in Geist und Liebe!“

WA I.41.1, S. 244.